

Die Farbe der Liebe

Bild: SNUOLF ANDERSEN



Der Tisch in der Ecke des Cafés San Marco ist immer für ihn reserviert, auch wenn die Kellner wissen, dass er nicht in der Stadt ist. Hier ist er Journalist oder Dichter, schreibt seine Kolumnen oder Geschichten, trifft Freunde und Kollegen. Es sei aber, sagt er, einfach eine Gewohnheit, keine Stilisierung der eigenen Person. Wichtig für ihn, für andere nicht.

Claudio Magris, geboren 1939 in Triest, international renommierter Germanist, ein Wissenschaftler, der poetisch zu schreiben versteht, und ein Schriftsteller, der sein profundes Wissen gekonnt mit seinem literarischen Schreiben verwebt.

Er hat den Habsburger Mythos durchleuchtet und Mitteleuropa erklärt, er ist ein präziser Publizist, der vor allem mit seinen Kommentaren zu Phänomenen der Zeit im „Corriere della Sera“, der angesehenen Mailänder Tageszeitung, zu den einflussreichsten Intellektuellen Italiens zählt.

Magris war immer ein wacher politischer Beobachter und gehörte als Berlusconi-Gegner mit Umberto Eco zu den Begründern des regierungskritischen Bündnisses Libertà e Giustizia. Silvio Berlusconi sei, sagt er, kein Gegner des Kommunismus oder der Linken, sondern ein Gegner der Freiheit und deswegen müsse man sich in die Debatte einmischen. Politiker ist Magris schon gewesen: Zwischen 1994 und 1996 saß er als Parteiloser für die Region Triest im italienischen Parlament.

In letzter Zeit versteht er sich aber vor allem als Schriftsteller, weil er mehr Gefallen am Erzählen findet als am Urteilen. Ob das eine Frage des Alters sei, wisse er nicht.

Will man sich dem Literaten Magris nähern, könnte ein Weg über das Wasser führen. Oder über das Meer, das in vielen seiner Geschichten ein wichtiger Mitspieler ist, auch als Metapher der Liebe, des Lebens und des Todes.

Liebe und Eros seien für ihn ohne das Meer nicht denkbar, sagt er, und dass das

Meer zu seinen frühesten Erinnerungen zähle. Immer wieder taucht er in Landschaften ein, im Schreiben und im Leben, und viele haben mit dem Meer zu tun: die Lagunen von Grado und Venedig, in Triest ein bestimmter Platz nahe dem Schloss Miramare, die alte Badeanstalt, die Strandpromenade Barcola, die Inseln des Kvarner, vor allem Cherso/Cres.

Zu dieser Landkarte seines Lebens kommen der Karst, Städte wie Triest, das eng mit seiner intellektuellen Biografie verbunden ist, Turin, wo er studiert hat, und Freiburg, in dem er viele Jahre im Goldenen Zirkel eine Heimat gefunden hat. Dann noch der kleine Ort Antholz im Pustertal und der Monte Nevoso, der Schneeberg, auf halbem Weg zwischen Triest und Rijeka.

Die Landschaften verbinden sich mit Menschen und Erinnerungen und finden Eingang in seine Buchwelten. In „Die Donau“ (1988), der Biografie des „einzig wahrhaft europäischen Flusses“ zum Beispiel, in „Ein anderes Meer“ (1992) oder „Die Welt en gros und en détail“ (1997), seinem großen Buch der Erinnerung, des Wanderns, der Suche und des Traums.

Fragt man ihn nach frühen Kindheitsprägungen, dann spricht er über seine Eltern, deren indirekter Erziehung er seine humane Bildung verdanke. Diese sei, sagt er, mit der Literatur vergleichbar gewesen, die niemals eine moralische Pflicht habe, sondern nur zeigen solle, was wirklich wichtig sei im Leben. Eine starke Gestalt seiner Jugend war auch der Bruder seiner Mutter. Bonvivant und Genie auf der einen Seite, auf der anderen ein Verlierer, der seinem Leben ein frühes Ende setzte. Für Claudio Magris aber war er der Zauberer seiner Kindheit, der Engel und Bonbons durch die Luft fliegen ließ, ihn aber auch die Stupidität und Banalität der Grausamkeit und des Bösen lehrte, die er nie wieder vergessen sollte.

Und dann tauchen die Lehrmeister des Lebens auf, der berühmte Deutschlehrer, Freunde beider Geschlechter, Biagio Ma-

Triest liegt am Meer, zwischen Himmelsrichtungen, Winden und Ideologien. Claudio Magris ist hier Flaneur, Beobachter des Meeres, der Liebe und des Lebens.

Ein Spaziergang mit ihm durch Zeiten und Orte – zu seinem 70. Geburtstag.

ILSE FISCHER

rin zum Beispiel, der bedeutende Gradeser Lyriker, und immer wieder Marisa Madiere, seine erste Frau, die Gefährtin seiner Existenz.

„Wie macht man es, über einen Menschen zu sprechen, der Bücher von seltener Intensität schrieb und dabei die eigene Lebensgefährtin war, das Inbild der Liebe und der gemeinsamen Existenz, deren Verlust das Leben verstümmelt hat und die weiterhin präsent ist in den Dingen und Stunden?“, schreibt er in seinem berührenden Nachwort zu ihrem Buch „Wassergrün“ (2004), erschienen acht Jahre nach ihrem Tod. Wassergrün sei für beide die Farbe des Meeres und der Liebe gewesen, sagt er, und dass er heute wisse, dass das Schönste und Wichtigste in seinem Leben schon zu Ende sei, dies könne aber natürlich auch mit seinem Alter zu tun haben. Er sei aber ganz und gar keiner, der verzichte, er liebe das Leben, die Frauen, eine geliebte Frau, den Wein, einen guten Fisch. Er habe nicht die Intensität der Liebe verloren, wohl aber die Totalität.

Und wie geht der berühmte Triestiner, der immer wieder für den Nobelpreis ge-

nannt wird, mit dem Ruhm um? Es sei, sagt er, eine Mischung aus Freude, ein wenig Melancholie und Verlegenheit. Und dass es keine falsche Form der Bescheidenheit sei, wenn er sich manchmal vorkomme wie der Hauptmann von Köpenick und denke, sie hätten es noch nicht bemerkt, dass er eigentlich ein anderer sei.

Er ist jedenfalls einer, der gern reist. Für den Reisenden aus Überzeugung, wie er sich nennt, ist Reise kein Mittel, um anzukommen, sondern ganz im Gegenteil eines, um zurückzukommen und Umwege zu machen. Für ihn ist die Reise immer eine Veränderung des Blicks, eine Schulung der Wahrnehmung, das kleine Abenteuer und die große Probe, ob man imstande ist, dem anderen zu begegnen. Und dabei sei es oft leichter, nach Vietnam zu reisen als durch unbekannte Straßen der eigenen Stadt zu gehen, wo das Fremde ganz nah ist.

Er habe, sagt er, viel über Grenzen geschrieben, aber die wirklichen, die unsichtbaren, finde man oft in den Vierteln, in denen die Chinesen oder Senegalesen wohnen, von denen man gar nichts wisse, und daher sei eine Reise nach Rumänien einfacher, als wirklich fremden Menschen in der eigenen Stadt zu begegnen.

Und wie hält er es mit dem Tod? Für Claudio Magris ist die letzte Schwelle, der Tod, nicht unbedingt das Ende und er empfindet dem Tod, weniger stolz und präpotent zu sein, denn Freund Hein sei weniger mächtig als er glaube.

Den kleinen Aufschub, der Leben bedeutet, hat er in der Widmung zu seinem neuen Buch „Ein Nilpferd in Lund“ (2009) so formuliert: Für Marisa und für alle Reisegefährten, die ich geliebt habe und die schon angekommen sind.

Aber eigentlich, sagt er, solle man immer leben. Und er erzählt die Legende von dem spielenden Kind, das von seinem christlichen Onkel gefragt wurde, was es tun würde, wenn es in zehn Minuten sterben müsse und der eine große Antwort erwartete.

Weiterspielen, sagte das Kind.